

Steffen Rink

Multikulti oder das Eigene im Fremden? Religiöse Feste und Integration – einige Überlegungen

Die Pluralität unserer Gesellschaft begegnet uns zu allererst auf der Straße, am Arbeitsplatz und in der Schule. Die Menschen in der Einkaufszeile und im Wohnbezirk, die Kolleginnen und Kollegen oder die Mitschülerinnen und Mitschüler tragen unterschiedliche Kleidung, haben eine verschiedene Hautfarbe und reden in unterschiedlichen Sprachen. Oft erscheinen uns andere deshalb fremd. Manche fühlen sich durch die Vielfalt sogar bedroht – sei es materiell aus Sorge um den Arbeitsplatz oder ideell, weil sie spüren, dass sicher geglaubte Orientierungen, Normen und Werte in Frage gestellt sind. Fremdheit der Mitmenschen und Ängste vor den Auswirkungen von Pluralität sind einige der zentralen Ursachen für Fremdenfeindlichkeit und Rassismus. Dabei ist es unerheblich, ob jetzt vom alltäglichen, geduldeten oder gar salonfähigen Rassismus die Rede ist oder von rassistisch motivierter Gewalt, durch die andere Schaden an Leib und Seele nehmen.

"Fremdheit" und Anonymität gehören eng zusammen. Fremd erscheinen immer "die Inder" oder "der Islam". Obwohl – darüber müsste man eigentlich gar nicht reden – in allen Kulturen und Religionen Individuen, einzelne Menschen mit ihren ganz persönlichen Eigenheiten und Charakterzügen leben, nehmen wir fremde Kulturen und Religionen als anonyme Masse oder undifferenzierte Einheit wahr. Bezeichnenderweise ist Fremdenfeindlichkeit dort am größten, wo die wenigsten Menschen mit Migrationshintergrund leben. Und auf die wenigen ansässigen Männer, Frauen und Kinder aus anderen Ländern projizieren sich dann alle Vorbehalte. In dem Einzelnen bekommt das bedrohliche Fremde dann sein Gesicht, ist verletzbar und viel zu oft Zielscheibe rassistischer Übergriffe. Im Übrigen gilt das, was man über Fremdheit im Zusammenhang von Migration sagen kann, auch für Fremdes in der "eigenen" Kultur. Jugendliche die sich der Gothic-Bewegung zugehörig fühlen, erscheinen vielen in ihrer Mode, ihren Ansichten und ihrer Lebenshaltung mindestens ebenso fremd wie Flüchtlinge aus irgendeinem Teil dieser Welt. Diskutiert man also "Fremdheit" im Kontext von Pluralität stellt sich schnell heraus, dass auch die eigene Kultur der deutschen Mehrheitsgesellschaft so homogen gar nicht ist.

Ungleiche Partner

Die zahlreichen antirassistischen Initiativen und Projekte der vergangenen Jahre haben immer wieder gezeigt, dass die persönliche Begegnung ein zentrales Element ist, um Fremdenfeindlichkeit oder, allgemein ausgedrückt, Vorbehalte gegen Andere zu verhindern. Diese Erfahrung ist an sich nicht neu. Angesichts einer immer stärker werdenden, erkennbaren Diskriminierung insbesondere von Migrantinnen und Migranten – welcher "Generation" auch immer – braucht es jedoch gezielte Strategien der Prävention.

Eine Form der Begegnung war der interreligiöse Dialog, aus dem schon Erfahrungen der Aussöhnung zwischen Juden und Christen nach 1945 vorlagen. Er wurde seit den 1980er Jahren insbesondere zwischen Christen und Muslimen geführt. Orte des Dialogs waren in der Regel die

kirchlichen Akademien oder die lokalen Kirchengemeinden. Meist wurden religiöse Themen behandelt, um Gemeinsames und Trennendes herauszuarbeiten. Als übergeordnetes Ziel stand das "Verständnis" der jeweils anderen im Raum, wobei der Struktur der Veranstaltungen nach häufig die christliche Seite versuchte, die Muslime zu verstehen bzw. die Muslime versuchten, ihre Religion und das damit verbundene Verhalten im Alltag und in der Gesellschaft nachvollziehbar zu machen. Das entsprach der Diskriminierungserfahrung: der Fremde muss sich erklären. Mindestens noch bis in die letzten Jahre hinein hatte der interreligiöse Dialog noch ein anderes Problem: In ihm spiegelte sich die ungleiche Machtverteilung der Religionen. Professionalisierte christliche Kirchen und Gemeinden organisierten einen Dialog, zu dem die oft in ehrenamtlichen Strukturen arbeitenden Muslime eingeladen wurden. Das soll die Bemühungen der Kirchen nicht schmälern, kann aber die immer wieder formulierten Vorbehalte von muslimischer Seite verständlich machen, die sich nicht als gleichberechtigte Partner fühlten.

Gleichsam eine Umkehrung dieser Struktur wurde in den multikulturellen Festen versucht, oft initiiert durch die lokalen Ausländerbeiräte. In Bürgerhäusern oder auf Straßenfesten präsentieren sich die in einer Stadt oder einem Bezirk ansässigen Menschen aus nichtdeutschen Ländern. Bei diesen Festen gibt es meist eine Mischung aus kulturellen Darbietungen (Musik, Tanz) und kulinarischen Angeboten. Die "Deutschen" sind dann Gäste, die das "Fremde" der Mitbürgerinnen und Mitbürger sinnlich erfahren können. Orientalische Musik mit traditionellen Instrumenten, Bauchtanzvorführungen schöner Frauen und Speisen aus exotischen Zutaten sollen die multikulturelle Pluralität als Bereicherung für jeden und jede erlebbar machen. Religion spielt dabei selten eine Rolle – es sei denn, man erklärt Iskender Kebap zu einer typisch islamischen Speise. In dem Maße, wie eine Integrationspolitik gescheitert ist, die allein auf das Motto "Vielfalt ist Bereicherung" setzte, gerieten auch die multikulturellen Feste in die Kritik. Sie wurden gleichsam zum Sinnbild exotistischer Multikulti-Schönfärberei, die Probleme des alltäglichen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlichster Kulturen ausblendete. Pluralität wurde nicht nur ethnisiert, sondern auf einige wenige Merkmale reduziert – Merkmale, die einen akzeptablen Reiz von Fremdheit in einem ansonsten weiterhin von den Ansprüchen und Normen der Mehrheitsgesellschaft dominierten Alltag zulässig erscheinen ließen. So richtig es ist, dass Musik und Essen Völker verbindende Medien sind und deshalb niedrighschwellige Anlässe von Begegnungen sein können: In den "herkömmlichen" multikulturellen Festen dokumentiert sich die Unterscheidung von "den" Deutschen (Gäste) und "den" Ausländern (Gastgeber).

Der erhofften Wirkung von multikulturellen Festen stand bzw. steht bis heute sicherlich auch entgegen, dass sie keinen festen Platz im lokalen Veranstaltungs- bzw. Festkalender haben. Mehr noch: es gibt keinen historischen oder ideellen, im Selbstverständnis der ganzen Festgemeinde verwurzelten Bezugspunkt, der dem multikulturellen Fest seine besondere Legitimation verleiht. Das ist aber für Feste grundlegend. So wie biographische Feste (Geburt / Taufe, Erwachsenwerden, Hochzeit, Tod) an bestimmte, vorgegebene Stationen des Lebens anknüpfen, so sind auch kollektive Feste mit bestimmten, durch Geschichte, Kultur oder Religion gegebenen Ereignissen verbunden.

Merkmale und Funktionen von Festen

Das Fest hebt die Zeit des Feierns aus dem Alltag heraus. Es ist eine besondere Zeit, in der besondere Regeln gelten. Das Fest ist ein Gegenbild zum Alltag. Es ist zunächst gekennzeichnet von einer erhöhten Emotionalität. Freude, Ausgelassenheit, erwartungsvolle Erregung oder auch Trauer prägen ein Fest, sind im Fest gewollt und sollen bzw. dürfen auch öffentlich gezeigt werden. Ein weiteres Merkmal ist Überfluss oder Fülle. An Festtagen sollen materielle Beschränkungen keine Rolle spielen. Menschen aus reichen Ländern bzw. wohlhabenden Familien erscheint es unverständlich, wenn ein Familienvater aus Anlass der Hochzeit seiner Tochter immense Summen aufwendet, gar "sein letztes Hemd auszieht". Oder wenn Hartz-IV-Empfänger auf dem örtlichen Kirchweihfest "unvernünftig" viel Geld an Fahrgeschäften und im Bierzelt ausgeben. Wirklich unvernünftig wäre jedoch, ein Fest auszurichten oder (mit) zu feiern, das die eigene Armut darstellt oder erfahrbar macht. Das wäre kein Fest sondern ein Trauerspiel. Wenn Armut sozial diskriminiert wird der Ausschluss im Fest aufgehoben. Eine dritte zentrale Eigenschaft von Festen ist ihre Inszenierung. Feste folgen einem bestimmten Ablauf, wiederholen sich in ihrer Grundstruktur, verwenden bestimmte Symbole. Damit haben Feste immer auch einen rituellen Charakter.

Diese äußeren Merkmale sind mit den Funktionen von Festen verknüpft. Ganz allgemein gesprochen erzeugen Feste Gemeinschaft und binden die Individuen in die soziale Gruppe ein. Der gemeinschaftliche Vollzug des Festes orientiert die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf das, was durch das Fest ausgedrückt werden soll. Dies wiederum können Grundaussagen der religiösen Lehre sein, die etwa im rituellen Vollzug eines Gottesdienstes oder Tempelfestes aktualisiert, neu in Erinnerung gebracht und bestätigt werden. Ähnliches gilt für säkulare Feste wie den 1. Mai, den Tag der deutschen Einheit oder den Holocaust-Gedenktag. Biographische Feste unterscheiden sich hierin nicht. Geburtstage bestätigen und erneuern Freundschaften und zeigen Anerkennung, Hochzeiten markieren den Übergang in eine neue Lebensphase, die von der Gemeinschaft – der Familie, den Freundinnen und Freunden – getragen wird. Kirchweihfeste oder Stadtteilstefte wiederum sind Teil lokaler Identität, die Teilnahme bestätigt die Zugehörigkeit zur örtlichen Gemeinschaft.

Das Fest erzeugt also sowohl eine soziale Integration der teilnehmenden Einzelnen als auch eine Orientierung, die psychische Stabilität unterstützt und einen Sinnhorizont vermittelt. Gefühle können verarbeitet werden, der im Fest erfahrene Überfluss in einer dem Alltag entzogenen Zeit verweist auf ein mögliches besseres Leben. Die im Fest erfahrene Anerkennung oder die Aktualisierung kollektiver Gewissheiten gibt Sicherheit für die eigene Existenz.

Diese Merkmale und Funktionen sind bei religiösen und bei säkularen Festen gleich. Bei religiösen Festen ist sicherlich zu berücksichtigen, dass transzendente Aspekte, die über die eigene unmittelbare Erfahrung hinausreichen und durch das Lehrsystem der jeweiligen Religion bestimmt sind, eine größere Rolle spielen. Ebenso werden in religiösen Festen eher existenzielle Fragen thematisiert als bei Sportereignissen. Andererseits würde "Religion" aber auch überhöht, wenn man davon ausginge, dass bei allen mit Religion in Zusammenhang stehenden Festen eine tiefe Ergriffenheit aller Anwesenden notwendig sei. Die "religiöse Inbrunst" ist ein bestimmter Frömmigkeitsstil oder Ausdruck individueller Spiritualität. Rituale und kultische Handlungen können ihre Wirkung beispielsweise auch dann erzeugen, wenn nur einige Priester die eigentliche religiöse Handlung vollziehen, die Anwesenden aber als beobachtende Gemeinde zur Vollständigkeit des Rituals hinzugehören.

Der rituelle Charakter, das heißt die Inszenierung, lenkt den Blick auf ein letztes Merkmal aller Feste: Sie unterliegen der ständigen Veränderung. Eine starke Ritualisierung kann dazu führen, dass das Fest von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern als "tot" empfunden wird, etwa weil der Emotionalität kein Raum mehr zur Verfügung steht. Auf der anderen Seite nehmen Feste Impulse aus der Gesellschaft auf und es kommt zu neuen Formen der Feiergusaltung. Ebenso kann sich die Bedeutung, die einem Fest zugeschrieben wird, wandeln. Feste können ihre grundlegende "Zuordnung" verändern. Die Stunksitzung des Kölner Karnevals hat ihren subkulturellen Charakter längst eingebüßt und ist fester Bestandteil des offiziellen Karnevalszyklus. Beim christlichen Weihnachtsfest steht nur noch für eine Minderheit die religiöse Botschaft im Mittelpunkt – mehrheitlich ist Weihnachten vor allem ein Fest, das die Bindungen der Familien belebt und festigen soll. Manche Feste wiederum verlieren ihre Bedeutung völlig und werden überhaupt nicht mehr begangen. Andere wie das christliche Pfingstfest treten in ihrer Bedeutung zurück und es bleibt nur noch ein zusätzlicher arbeits- und schulfreier Tag als Restbestand des offiziellen Festkalenders übrig.

Schließlich muss bei der Betrachtung von Festen auch nach der Trägerschaft gefragt werden. Im herkömmlichen Sinn spricht man von der Festgemeinde. Zum einen bestimmt sie sich durch den mehr oder weniger stark ausgeprägten verpflichtenden Charakter der Teilnahme. Es gibt Feste wie zum Beispiel die Abschlussfeier an einer Schule, denen sich kaum jemand entziehen kann. Bei anderen Festen kann niemand zur Teilnahme gezwungen werden. Das macht etwa die Problematik von multikulturellen Festen aus: angesprochen werden diejenigen, die ohnehin eine hohe Affinität an der Begegnung über Kulturen hinweg besitzen. Zum anderen aber haben bestimmte Feste nur für einen Teil der Gesellschaft Geltung. Dies zeigt sich insbesondere bei den religiösen Festen. Haben sich Weihnachten und die vorbereitende Adventszeit noch in die säkulare Gesellschaft hinübergerettet, finden sich die dem Adventskalender entsprechenden, ebenso mit Türchen und Süßigkeiten ausgestatteten Ramadankalender jedoch ausschließlich in muslimischen Haushalten. Niemand käme auf die Idee, statt eines Adventskalenders im Dezember auf sein muslimisches Gegenstück zu wechseln. Die Gegenüberstellung zeigt zwei Dinge: Über lange Zeit gab es – abgesehen von regionalen oder eindeutig konfessionellen Feiertagen (Fronleichnam, Allerheiligen, Buß- und Betttag) – eine große Übereinstimmung in der Geltung säkularer und religiöser Feiertage für die gesamte Gesellschaft. Im Lauf der Jahrzehnte behielten die meisten christliche Feiertage in veränderter Form und mit verändertem Inhalt auch für nichtchristliche Menschen ihren Charakter als Feiertag bei. Mindestens jedoch zählen sie zur gemeinsamen kulturellen Tradition. Durch die Migrationsbewegungen seit den 1960er Jahren bricht dieses kulturelle Selbstverständnis jedoch auf. Migrantinnen und Migranten haben ihre eigenen Anlässe und Zeiten für Feste nach Deutschland mitgebracht. Je nach Kalenderrechnung gibt es mehrere Termine für ein Neujahrsfest. Buddhistische Feste werden von Buddhisten, hinduistische von Hindus und islamische Feste werden von Muslimen gefeiert, für die jeweils sowohl der christliche Festkalender als auch die Feste der anderen Religionen keine Bedeutung haben. Und selbst im christlichen Bereich gibt es durch die Zuwanderung aus Osteuropa eine Pluralisierung, insbesondere bei den Festtagen der Weihnachtszeit. Das bedeutet insgesamt, dass sich in den religiösen Festen nicht nur die zunehmende Pluralität der Gesellschaft spiegelt, sondern dass religiöse Feste auch ein Merkmal von Differenz darstellen können.

Feste in der Fremde

In der Literatur ist oft darauf hingewiesen worden, dass die Festtage von Migrantinnen und Migranten durch die Bedingungen der deutschen Aufnahmegesellschaft nicht "im Original" begangen werden können. Oft genannte Stichworte sind die nicht vorhandenen adäquaten Räumlichkeiten und die vom Wochen- und Arbeitsrhythmus abweichenden Terminierungen, die häufig zur Verschiebung der eigentlichen Festdaten führen. Unter dem Aspekt des immer währenden Wandels der Festkultur wird man diese Faktoren unter dem Aspekt der notwendigen Anpassung an neue Gegebenheiten diskutieren müssen. Im Zusammenhang von Pluralität, Integration und Begegnung kommt zwei anderen Faktoren eine größere Bedeutung zu: Homogenisierung und öffentliche Repräsentanz.

In der Wahrnehmung der Zuwanderergruppen gibt es in den letzten Jahren einige Fortschritte – etwa dergestalt, dass zwischen schiitischen und sunnitischen Muslimen unterschieden wird. Allgemein werden jedoch mit einer ethnischen oder religiösen Zuordnung von Migrantinnen und Migranten – zum Beispiel als "Inder" und "Afghanen" oder als "Hindus" und "Muslime" – die zahlreichen Differenzierungen innerhalb der Gruppen nicht beachtet. Sie ergeben sich aus der ursprünglichen sozialen Stellung, lokalen kulturellen und religiösen Traditionen und – für diesen Zusammenhang jedoch weniger wichtig – aus unterschiedlichen Erfahrungen des Prozesses der Migration selbst. Für die Migrantinnen und Migranten einschließlich der hier in Deutschland geborenen zweiten und dritten Generation heißt das, dass sie etwa bei der Begehung von Festtagen mit anderen Menschen zu tun haben, bei denen sie lediglich der gemeinsame Bezug auf ein Herkunftsland oder ein religiöses Bekenntnis eint. Bei der großen Gruppe der Muslime zeigt sich, dass viele Moscheevereine nach ethnischen Kriterien organisiert sind – für Marokkaner, Araber oder Türken. In ländlichen Gegenden jedoch, wo ohne größere Reisezeit nur eine Moschee vorhanden ist, kommen Gläubige verschiedenster Prägung zusammen. Noch stärker gilt dies für kleinere Migrantengruppen wie Buddhisten oder Hinduisten.

Hinzu kommt der Umstand, dass Religionen im Prozess der Migration oftmals einen Bedeutungsaufschwung erfahren. Religionen werden zu Bezugspunkten, die Orientierung vermitteln. Religiöse Gemeinschaften bilden soziale Rückzugsräume, mit deren Hilfe den Anforderungen der Aufnahmegesellschaft besser begegnet werden kann. Die Verortung von Migrantinnen und Migranten in einer fremdkulturellen Umwelt erfolgt mittels Religionen, die Sinn stiften und helfen, neue Erfahrungen zu verarbeiten. Im Ergebnis führt dies zu einer Homogenisierung ehemals divergierender kultureller Traditionen, bei der die Religionen die übergeordnete Klammer, das vereinheitlichende Amalgam bilden. Was früher kulturell und durch lokale Tradition bestimmt war, wird jetzt durch die Religion (neu) gestaltet. Ein anderes Beispiel sind die Yeziden. Ihre kulturellen und religiösen Traditionen wurden im Herkunftsland, also vor allem der Türkei und dem Irak, mündlich weitergegeben. Die Gefahr des Verlustes der eigenen Identität in Deutschland hat dazu geführt, dass eine Verschriftlichung – das heißt auch: normative Anpassung und Festlegung – der Tradition vorgenommen wurde, um das kulturelle Erbe zu bewahren und fortführen zu können.

Wiederum am Beispiel des Islam ist oft festgestellt worden, dass Muslime die sog. Hinterhöfe verlassen und repräsentative, öffentlich sichtbare Moscheen errichten. Weitgehend unbeachtet – weil zahlenmäßig weniger bedeutsam – ist geblieben, dass in anderen Religionen ähnliche Entwicklungen stattgefunden haben. So gibt es mittlerweile mehrere buddhistische Klosteranlagen und größere hinduistische Tempel. Im Prozess von Migration und Integration sind dies Belege für ein

Heimischwerden. Nachdem über Jahre die religiösen Bedürfnisse eher provisorisch an funktional hergerichteten Orten befriedigt wurden, dokumentieren die neuen Gebäude ein gefestigtes Selbstbewusstsein, das seinen Platz in der Öffentlichkeit beansprucht und ausfüllt.

Damit ist auch die öffentliche Feiargestaltung eng verbunden. Besonders die Prozessionen anlässlich der hinduistischen Tempelfeste etwa in Hamm, Hannover oder Bremen geben darüber Auskunft. Wenn sich Gläubige, nur mit einem Tuch umhüllt, auf den Straßen um den Tempel rollen, um ihr religiöses Gelübde zu erfüllen, wird das wirkliche Spektrum pluraler Festkultur deutlich. Es geht weit über die Ramadanfeierlichkeiten der Muslime hinaus, die ja durchaus Anklänge an jüdisch-christliche Praxis haben. Hinduistische Tempelfeste dienen der Verehrung der jeweiligen Gottheit, der ein Tempel geweiht ist und die durch eine entsprechende Statue versinnbildlicht im Tempel wohnt. Zum Fest, bei der ein Abbild der Gottheit öffentlich durch die Straßen um den Tempel herum getragen wird, können die Gläubigen in besonderer Weise von ihrer Kraft profitieren. Im Shri-Kamadchi-Tempel in Hamm kommen so mehrere tausend Menschen zusammen. Das stellt die "Mehrheitsgesellschaft" vor Herausforderungen. Nicht nur, dass die Feierlichkeiten an sich äußerst fremdartig wirken. Bei den täglichen Prozessionen und angesichts der zahlreichen Anwesenden ergeben sich Verkehrsprobleme, die bei christlichen oder säkularen Festen zwar akzeptiert würden, bei einem hinduistischen Fest aber auf Vorbehalte stoßen und Konflikte provozieren.

Das jährliche Tempelfest in Hamm hat gezeigt, dass bei gutem Willen auf beiden Seiten Lösungen der auftretenden Konflikte möglich sind. Weit bedeutsamer als diese Lösung ist aber das Signal, das ausgesendet wurde. Es beinhaltet, dass die politisch Verantwortlichen die Anliegen der Tempelgemeinschaft ernst nehmen. Man will, dass auch dieser Gruppe ein Platz in der lokalen Öffentlichkeit zukommt – und wirbt um entsprechende Unterstützung in der Bevölkerung. Bedenkt man nicht nur die Funktionen, die Feste für Menschen haben, sondern auch die Rolle, die Religionen im Prozess der Migration spielen, wird deutlich, wie wichtig die öffentliche Repräsentanz (fremder) Religionen ist. Die pluraler werdende Gesellschaft bedarf einer Kultur der gegenseitigen Anerkennung, die es Migrantinnen und Migranten – Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen nichtchristlichen Glaubens – ermöglicht, ihre eigene kulturelle und religiöse Identität zu entwickeln und öffentlich auszudrücken. Den Festtagen kommt dabei eine besondere Rolle zu – sie stiften Gemeinschaft, heben vom Alltag ab. Die Möglichkeit, die eigenen Feste zu feiern, ist ein Symbol der Anerkennung. Auf dieser Basis, die Gleichberechtigung beinhaltet, sind weitere Formen der Begegnung möglich. Das Tempelfest in Hamm ist mittlerweile beinahe zu einem touristischen Ereignis geworden. Der Priester des Tempels spricht den Segen der Tempelgottheit nicht mehr nur den Gläubigen, sondern allen Menschen zu.

Gemeinsame religiöse Feste?

Feste stiften Gemeinschaft. Sie bieten Möglichkeiten der Begegnung und der sinnlichen, emotionalen Erfahrung fremder Kulturen und Religionen und bieten einen Rahmen für Kontakte. Feste fremder Religionen können Interesse wecken, wie das Beispiel der Hindus in Hamm – und anderswo – zeigt. Aus Interesse wird Verständnis, aus Verständnis werden Akzeptanz und gegenseitige Anerkennung.

Das legt nahe, die Frage nach dem gemeinsamen Feiern von Festen neu zu bedenken – auch vor dem Hintergrund, dass beispielsweise viele Moscheegemeinden während des Monats Ramadan öffentlich zum abendlichen Fastenbrechen einladen. Ebenso stehen Kindergärten und Schulen vor neuen Herausforderungen und Möglichkeiten, da sich hier an einem gemeinsamen Lernort die kulturelle und religiöse Pluralität in herausgehobener Weise spiegeln.

Wichtig scheint zu sein, eindeutig die Erwartungen, Rollen und Funktionen zu klären. Wer nicht an die Wirksamkeit des Segens einer hinduistischen Gottheit glaubt oder im Monat Ramadan nicht fastet, wird den religiösen Gehalt der Tempelprozession und des Fastenbrechens schwerlich mitvollziehen können. Der Respekt vor den religiösen Empfindungen gebietet es, keine falsche Emotionalität an den Tag zu legen. Mit dieser Einschränkung eröffnen die Feste fremder Religionen Möglichkeiten des Kennenlernens. Das ist angesichts der Vorbehalte, die Menschen anderer Kulturen und Religionen oftmals entgegengebracht wird, für das Zusammenleben im Alltag schon ein wichtiger Faktor. Ein anderer, guter Weg wird beispielsweise mit dem "Tag der offenen Moschee" begangen, der am neuen Nationalfeiertag, dem 3. Oktober, bundesweit stattfindet und schon eine gewissen Tradition besitzt.

Ähnliches gilt für die Schule. Religiöse Feste sind ein idealer Anlass, sich mit einer Religion auseinander zu setzen. Im Fest drücken sich wichtige Inhalte der Religion aus. Symbole werden verständlich, Verhaltensweisen nachvollziehbar. Die gemeinsame Erarbeitung eines Festkalenders – sei es von den Schülerinnen und Schülern für die Klasse, die Schule oder für den Stadtteil – bildet vor allem ein Ansatzpunkt, die gleiche Berechtigung von unterschiedlichem Verhalten zu verdeutlichen, da nur über diesen Weg die Herausforderung, die die zunehmende Pluralität mit sich bringt, gemeistert werden kann. Wenn Schülerinnen und Schüler davon erzählen, wie sie in ihrer Familie oder Gemeinschaft ein Fest begehen, wird zugleich deutlich, dass auch in anderen Religionen Feste auf unterschiedliche Art und Weise begangen werden. Es kann daher nicht das Ziel der Auseinandersetzung sein, am "lebenden Beispiel" des Schülers und der Schülerin eine ganze Religion zu erklären. Vielmehr gibt es einen Anlass, die konkrete religiöse Lebensgestaltung zu befragen und mit den Haltungen der Mitschülerinnen und Mitschüler zu vergleichen.

Ob die Schule selbst ein Ort für religiöse Feste ist, müssen die Klasse oder die Schulgemeinschaft festlegen. Das Gebot gegenseitiger Anerkennung würde es zum Beispiel gebieten, Gottesdienste zum Schulbeginn um neue, andere religiösen Überzeugungen einbeziehende Elemente zu erweitern.

Im Vorschul- und Grundschulalter spielt die emotionale Aneignung von Wissen, von Normen und Regeln eine besondere Rolle. Ebenso werden in dieser Entwicklungsphase Grundlagen für die gegenseitige Wahrnehmung gelegt, die noch nicht mit normativen Vorgaben belastet sind. Oft wird versucht, in den religiösen Festen gleichsam überkonfessionelle Werte zu betonen. Inwieweit das möglich ist, muss dahin gestellt bleiben; problematisch kann sicherlich die konfessionelle Trägerschaft von Einrichtungen sein. Für Kinder ist es wichtig zu erfahren, dass die Feste, die in den Familien zu Hause gefeiert werden, nicht weniger geachtet sind als diejenigen, mit denen eine kreative Beschäftigung in Kindergarten und Grundschule stattfindet. Das gilt – angesichts der sozialen Zusammensetzung in vielen Bezirken größerer Städte – sicherlich in alle Richtungen.

Vielleicht muss man einräumen, dass sich religiöse Feste für eine integrative Funktion über die eigentlich angesprochene religiöse Gemeinschaft hinweg weniger eignen. Man sollte die Feste vielleicht auch nicht mit zusätzlichen Funktionen überlasten, die ihnen nicht eigen sind. Mit Blick auf den Wandel der Festkultur insgesamt wird es eher darauf ankommen, neue Formen gemeinsamen Feierns zu entwickeln und zu etablieren. Dabei sollten vorschnelle Ethnisierungen ebenso unterbleiben wie die Gegenüberstellung einer Festkultur der Mehrheitsgesellschaft und einer Festkultur von "Menschen mit Migrationshintergrund". Eine Festgemeinde über die Grenzen der Kulturen und Religionen hinweg kann sich nur entwickeln, wenn alle in gleicher Weise an der Vorbereitung, Durchführung und Teilnahme mitwirken, ihm seinen Platz im gemeinsamen Festkalender geben und dem Fest dadurch die von allen getragene Begründung mitgeben.

Literatur

- Baumann, Martin: Tempel und Tamilen in zweiter Heimat. Hindus aus Sri Lanka im deutschsprachigen und skandinavischen Raum. Würzburg 2003.
- Bbeauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration: Religion – Migration – Integration in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Berlin 2004.
- REMID (Hg.): Religionen feiern. Feste und Feiertage religiöser Gemeinschaften in Deutschland. Marburg 1997.
- Tiesler, Nina Clara: Muslime in Europa. Religion und Identitätspolitik unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen. Münster 2006.
- Der Überblick. Heft 2/2006: Schwerpunkt: Der aktuelle Migrationsdiskurs. Hg. vom Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuarbeit in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 2006.

Steffen Rink, Jg. 1965, ist Religionswissenschaftler. Von 2001 bis 2006 arbeitete er in verschiedenen Projekten des Religionswissenschaftlichen Medien- und Informationsdienstes. e. V. REMID, zuletzt in der Lernwerkstatt Weltreligionen.
<http://www.remid.de> – <http://www.steffenrink.de>

*Der Beitrag wurde verfasst für das VIA-Magazin, hg. vom Verband für Interkulturelle Arbeit (VIA), Dusiburg. Er soll im Sommer 2007 erscheinen. <http://www.via-bund.de>
Veröffentlichung im Internet mit freundlicher Genehmigung des VIA.*